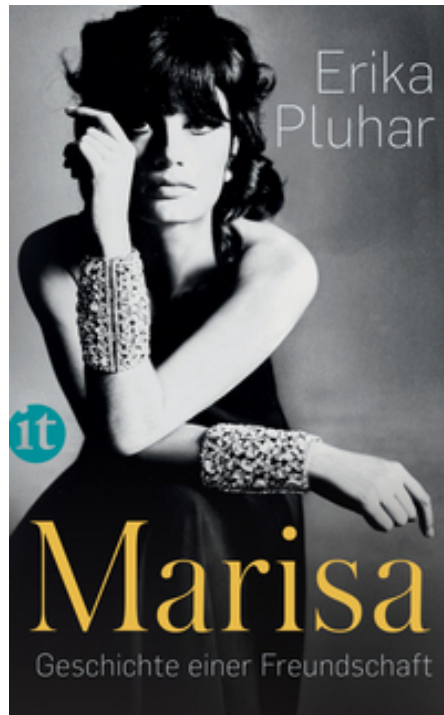


Insel Verlag

Leseprobe



Pluhar, Erika
Marisa

Geschichte einer Freundschaft

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4586
978-3-458-36286-9

Einfühlsam zeichnet Erika Pluhar das schillernde und zugleich tragische Leben ihrer Freundin Marisa Mell nach. Sie erzählt von einer faszinierenden Frau und ihrem Traum von Ruhm und Anerkennung, von ihren Selbsttäuschungen und ihrer Einsamkeit. Wien, 1960er Jahre: zwei Schauspielschülerinnen in einem Schloßpark, die eine bewundernswert schön und begabt, die andere pflichtbewußt und scharf beobachtend. Eine wird bald als glamouröse Filmdiva Erfolge feiern. Der anderen steht eine Karriere am Wiener Burgtheater bevor. Hier die abenteuerbereite Marisa mit den Illusionen, den Träumen, den Liebhabern und dem jähen Lebensknick, dort die Theaterschauspielerin, Sängerin und Autorin Erika, die sesshaft wird und eine Tochter großzieht. Mehr als dreißig Jahre, bis zu Marisas frühem Tod, bleiben die beiden gegensätzlichen Frauen – trotz räumlicher Trennung, trotz nie enden wollender Verwunderung übereinander – Freundinnen.

Erika Pluhar, 1939 in Wien geboren, war nach ihrer Ausbildung am Max-Reinhardt-Seminar lange Jahre Schauspielerin am Burgtheater Wien und als Sängerin tätig. Bislang veröffentlichte sie mehrere Romane, Gedicht-, Lieder- und Erzählungsbände. 2009 erhielt sie den Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln. www.erikapluhar.net

Im Insel Verlag sind u. a. erschienen: *Matildas Erfindungen* (it 4432), *Die öffentliche Frau* (it 4354), *Spätes Tagebuch* (it 4091).

insel taschenbuch 4586

Erika Pluhar

Marisa



Erika Pluhar

Marisa

Eine Freundschaft

Insel Verlag

Die Erstausgabe erschien 1996 im Verlag
Hoffmann und Campe, Hamburg.

Erste Auflage 2017

insel taschenbuch 4586

Copyright © 1996 by Erika Pluhar

Copyright dieser Neuausgabe ©2017 by Insel Verlag

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: hißmann, heilman, hamburg

Umschlagfoto: Bert Stern, Condé Nast Archive,

Getty Images, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36286-9

Marisa

Der große Platz vor dem Schloß Schönbrunn.

Ich bin achtzehn Jahre alt und mit der Straßenbahn dorthin gefahren. Ich trage das schwarze, vorn durchgeknöpfte Leinenkleid, in dem ich die Abschlußprüfungen am Gymnasium bestanden hatte. Ich möchte heute die Aufnahmeprüfung in die Schauspielschule bestehen. Seit ich darüber nachdenken kann, was ich werden möchte, möchte ich Schauspielerin werden.

Ich sehe viele junge Menschen herumstehen, Mädchen und Burschen. Ich erschrecke. Die alle wollen das gleiche wie ich. Und sie wirken lebhaft und selbstverständlich. Ich habe das Gefühl, als wären meine Füße viel zu groß, meine Schritte und Bewegungen zu schwer. Langsam gehe ich zwischen den jungen Leuten umher.

Später, im Foyer des Schloßtheaters, warte ich wie alle darauf, daß mein Name gerufen wird, ich auf die Bühne steige und vorspreche. Ich habe einen Monolog der *Maria Stuart* gelernt. Und aus der Shawschen *Johanna* die Stelle, wo sie dem Tribunal zuruft: *Wo wärt ihr jetzt alle ...* Leise, in meinem Innersten und möglichst ohne die Lippen zu bewegen, spreche ich die Texte vor mich hin. Ich bin nicht nervös, ich fühle mich nur fehl am Platz.

Ein Mädchen, das nach allen Seiten hin redet, als würde es jeden kennen, spricht auch mich an. Es hat ein rundes, freundliches Gesicht und runde hellbraune Augen. Meine Antworten kommen mir ungeschickt und tölpelhaft vor, obwohl ich mich bemühe, herzlich zu sein. »Die ist aus Graz ...«, sagt das Mädchen und deutet mit dem

Kopf auf jemanden, der hinter mir stehen muß. Eine gewisse Unruhe liegt in ihrem Hinweis, ein Wittern von Gefahr. Also drehe ich mich um, um mir diesen beunruhigenden Menschen aus Graz ebenfalls anzusehen, obwohl mir eigentlich egal ist, wer hier von wo ist, und ich mich in dieser Menge ohnehin nicht zurechtfinde.

Aber dann bleibe ich stehen und versinke in ein langes Anschauen der Person, die mit verschränkten Armen an einer Wand lehnt, den Kopf leicht angehoben.

Ich kann den Blick nicht mehr abwenden. Ich habe noch nie ein so schönes Mädchen gesehen. Im Film vielleicht, aber noch nie so nahe und leibhaftig. Ein großflächiges, blasses Gesicht, leicht schräggestellte große und grünliche Augen, ein voller Mund. Die dunklen Haare hochgetürmt. Und was mir am besten gefällt, ist der natürliche Stolz ihrer Erscheinung. Sie würde bestimmt nie versuchen, krampfhaft freundlich zu sein. Sie würde sich nie ungeschickt und verlegen zwischen Menschen bewegen. Ich beneide sie um ihre hochmütige Unberührbarkeit, diese unüberwindliche Aura von Schönheit.

Ich starre sie an und möchte so sein wie sie.

»Die imitiert die Brigitte Bardot ...«, sagt jetzt das Mädchen an meiner Seite, und seine Stimme klingt immer noch so, als müsse es sich gegen etwas wehren. Ich wende mich dem runden, durchschnittlichen Gesicht zu und sehe, daß es von Unbehagen verdüstert ist.

»Sie ist ganz anders als Brigitte Bardot«, gebe ich zur Antwort und denke: Sie ist viel ernsthafter schön.

Das Schauspielseminar in der Penzingerstraße.

Es ist in einem Palais untergebracht, dem Palais Cumberland. Ich habe die Aufnahmeprüfung bestanden und bin Schauspielschülerin geworden. Jeden Tag fahre ich mit der Straßen- und Stadtbahn fast zwei Stunden hin und zurück, denn meine Eltern wohnen am anderen Ende der Stadt. Als ich mich am frühen Vormittag dem Palais nähere, kommt mir aus der anderen Richtung das schöne Mädchen entgegen. Ich weiß jetzt, daß sie Marlies heißt. Marlies Moitzi, ein kräftiger steirischer Name.

Marlies trifft an so manchem Morgen zur selben Zeit ein wie ich. Schon von fern lächeln wir uns zu. Sie wohnt in einem Untermietzimmer in der Nähe. Und nie ist sie unbegleitet, immer ein junger Mann an ihrer Seite, auch er Schüler des Seminars.

Hoch aufgerichtet schreitet sie. Schwarzer Rollkragenpullover und schwarze Strümpfe, dazu ein grauer Faltenrock, Standardkleidung unseres existentialistisch angehauchten Jungkünstlertums. Bei ihr sehen die schwarzen Ballettschuhe und die weißgeschminkten Lippen umwerfend aus. Während wir anderen eher Clowns ähneln, bleibt sie Königin. Den Strohhennelkorb – auch er gehört zu unserer Ausrüstung; die bürgerliche Handtasche verwerfen wir kühn – trägt sie lässig, er wird ihr vom Begleiter oft auch abgenommen.

Vor dem großen Tor, das in den Hof des Palais führt, treffen wir zusammen. Und dann, wenn sie ganz nahe ist, lacht mich plötzlich ein kräftiges steirisches Mädchen an, das so aussieht, wie sein Name klingt.

Ein Übungssaal im Seminar.

Es ist später Nachmittag, die Parkbäume vor den großen Fenstern zeichnen sich gegen einen goldgelben Himmel ab. Die meisten Schüler lümmeln träge auf ihren Sesseln, während von dreien eine Szene aus irgendeinem Stück geprobt wird. Unter diesen dreien ist Marlies. Ich bin eine von denen, die zuschauen. Ich schaue gern zu, wenn Marlies arbeitet. Sie ist nicht nur schön, sondern auch hochbegabt. Eine verhaltene und zugleich explosive Begabung. Nie scheint sie sich zu verausgaben, ihre wahre Kraft wird selten sichtbar, und gerade das gibt ihrem Spiel einen seltsamen Reichtum. An diesem Nachmittag hat Marlies im Verlauf der Szene ein anderes Mädchen zu ohrfeigen. In großer Ruhe holt sie aus und tut, was geboten ist. Dann erstarren alle. Die Geohrfeigte hat schreckgeweitete Augen und ein irgendwie schiefes Gesicht. Marlies hat ihr den Kiefer ausgerenkt.

Ratlose Stille herrscht in dem Raum, keiner weiß, was jetzt zu tun ist. Marlies betrachtet prüfend den zur Seite hängenden Kiefer ihrer Partnerin, die unter Schock steht. Dann holt sie nochmals aus und schlägt mit Wucht auf die andere Backe des Mädchens. Es knackt hörbar – und der Kiefer sitzt wieder an seinem Platz, dort, wo er hingehört. Das Gesicht des geohrfeigten Mädchens hat wieder seine ursprüngliche Form.

Nach einer Sekunde der Verblüffung jubeln wir auf. Alle lachen und schreien. Marlies selbst wird sich erst langsam dessen bewußt, was sie in träumender Ruhe und folgerichtig getan hat. Dann aber bricht sie in ihr dunkles, herzhaftes Lachen aus, sie lacht mit allen Zähnen, die so prächtig sind wie die eines Tieres.

Im Gymnastiksaal des Seminars.

Wir lernen, mit dem Florett zu fechten, und wir lernen es unter der Anleitung einer Frau, die in dieser Sparte einst Weltmeisterin war. Ihre schonungslosen Zurufe lassen uns in Schweiß geraten, ich habe das Gefühl, als würden meine Bauchmuskeln jeden Augenblick platzen. »Und – Ausfall!« Nach diesem Schrei sacke ich, wie ein Mehlsack so schwer, auf den Oberschenkel meines rechten Beines, das Florett zitternd vor mich hin gestreckt. Mein billiges Baumwolltrikot wirft Falten.

Als ich mich wieder aufgerappelt habe, sehe ich Marlies wie eine Feder aus ihrem Ausfall zurückschnellen. Ihr Körper ist wohlproportioniert und bewegt sich harmonisch. Ein sehr weiblicher und doch kräftiger Körper. Wir alle tragen Trikots und ein gepolstertes Wams, dazu die vor dem Gesicht vergitterten Fechthelme. Marlies ist von amazonenhafter Schönheit in dieser Kleidung. Sie streift den Helm ab und wirft die langen Haare zurück. Ihr feuchtes Gesicht mit seiner makellosen Haut ist von der Anstrengung in keiner Weise verunstaltet, im Gegenteil, es scheint zu blühen.

Als wir in den Duschraum gehen, sehe ich mich im Spiegel. Rotfleckige Wangen, die viel zu pausbackig sind, die Haare kleben mir unschön auf der Stirn. Enttäuscht wende ich mich ab. Der Anblick von Marlies hatte mich so überkommen, daß ich meinte, selbst auch so auszu-sehen. Was für ein Irrtum. Das heiße Wasser strömt aus den eisernen Duschhähnen, zwischen denen es keine Trennwände gibt. Wir Mädchen stehen nackt in dem dicken Dampf, seifen uns ein und lassen uns vom Wasser überfließen. Dabei wird geplaudert und gelacht. Die

Körper sind alle jung und in Maßen hübsch. Die Jugend gleicht so manchen Makel aus. Ich beobachte an den anderen eine fast noch kindliche Unbekümmertheit im Umgang mit der eigenen Nacktheit, die mir fehlt. Ich schäme mich meines Körpers ein wenig. Vor allem, wenn ich den von Marlies sehe. Schneeweiß und feinhäutig ist er, die Formen vollendet, so ganz anders als unsere dicklichen Jungmädchenleiber. Auch Seifenschaum und Wasserdunst nimmt sich auf ihm anders aus, wird zu einer Aura. Ich muß mich zwingen, Marlies nicht allzu selbstvergessen zu betrachten. Ich wende die Augen ab.

Ich weiß, daß ich nie so aussehen werde wie sie.

Aber es ist nicht so, daß ich sie beneide.

Ich bewundere sie als den Inbegriff junger weiblicher Schönheit, sinnlich und geheimnisvoll.

Auf den Wegen des Schönbrunner Schloßparks.

Es ist Herbst, die gestutzten Hecken und großen Laubbäume leuchten in glühendem Gold. Einer dieser Wiener Herbsttage, wo selbst die Luft warm zu glühen scheint.

Marlies und ich gehen nebeneinander her. Wir sind tief in ein Gespräch versunken. Mittlerweile haben wir uns angefreundet, ohne jedoch eine gewisse Distanziertheit aufzugeben. Und genau das schätze ich an unserer Freundschaft. Zwischen den Burschen und Mädchen unseres Jahrgangs gibt es bereits Liebesgeschichten und Paarungen in allen nur möglichen Varianten. Ich habe diese ständigen Erregungen und katastrophischen Zuspitzungen zwar fasziniert beobachtet, aber mich noch nie daran beteiligt. Ich finde es aufregend genug, Thea-

terspielen zu lernen und Menschen zu beobachten. Ich habe noch keine Lust, mich in sie zu verlieben. Vor allem nicht in Mitschüler, die mir genau so unfertig erscheinen wie ich mir selbst.

Marlies sieht das ähnlich wie ich, glaube ich. Obwohl sie ihren festen Freund hat. Mir kommt es nicht so vor, als wäre sie in ihn verliebt. Die beiden machen auf mich den Eindruck eines alten Ehepaares, und eigentlich verstehe ich nicht, daß Marlies diese Verbindung erträgt, ja, vielleicht sogar wünscht. »Ich mag nicht allein sein«, hat sie gesagt, als ich sie einmal danach fragte. Sie sagte es abschließend, und ich fragte nicht weiter.

Wir gehen nebeneinander her, beide wie üblich schwarz gekleidet. Zwei dunkle Gestalten sind wir, die zwischen den glattgeschnittenen Laubwänden der Parkwege langsam ihre Schritte setzen. Und dunkel sind auch unsere Worte. Wir glauben, in unseren jungen Leben bereits viel Tragik zu erkennen, und beschäftigen uns wollüstig damit. Unser beider Sternzeichen ist der Fisch, nur wenige Tage liegen zwischen unseren Geburtsdaten. Auch das verbindet uns.

Leidenschaftlich erträumen wir unser Schicksal, es scheint uns unauflösbar mit dem Wunsch, Schauspielerinnen zu werden, verknüpft. »Philosophinnen« wollen wir werden. Dies ist für uns der höhere Sinn des ersehnten Berufs, der uns beiden im Detail oft ein wenig lächerlich erscheint. Später wird er das nicht mehr sein. Später werden wir die Grenzen unseres heutigen Unvermögens sprengen, wir wissen das. Wir werden kraft unseres Könnens die Welt verändern.

Marlies geht mit leicht gesenktem Kopf, ich sehe ihr

schneeweißes Profil an den goldenen Laubflächen vorwärtsgleiten. So wird man sie später in Filmen sehen, denke ich, so unsagbar schön und gedankenvoll.

Das Gasthaus »Tauber« in der Penzingerstraße.

Die meisten Schauspielschüler essen hier zu Mittag. Da wir durchwegs nicht sehr bemittelt sind, werden am häufigsten die billigen Gerichte bestellt: geröstete Knödel mit Ei, Spinat mit Spiegelei. Bei mir schlagen diese Speisen gut an, es ist deutlich zu sehen. Auch Marlies klagt darüber, »zu fett« geworden zu sein, aber ihre Klage entlockt mir nur ein Lächeln.

Wir sitzen einander an einem der Holztische gegenüber. Versonnen schaue ich sie an. Ihre Hände sind schlank, die Fingernägel gepflegt und lackiert. Während die anderen rundum das Essen in sich hineinschlingen, sind ihre Bewegungen ruhig, fast träge. Langsam kaut der große, volle Mund. Und zum ersten Mal fällt mir auf, wie eng sie manchmal die Arme an den Körper legt, ohne die Ellbogen von der Taille zu entfernen. Als habe sie Angst davor, die Mitte ihres Leibes freizugeben.

»Ich bin heute wieder zu spät gekommen«, seufzt Marlies.

»Ja«, sage ich, »das war nicht sehr günstig, warum denn nur?«

Da ich ein überpünktlicher Mensch bin, kann ich Zuspätkommen einfach nicht verstehen.

»Ich weiß es nicht«, antwortet Marlies und seufzt wieder auf, »ich will wirklich pünktlich sein, glaub mir. Ich habe ständig den Wunsch, mich zu organisieren, mache

eisern Pläne. Aber die Zeit läuft immer ohne mich dahin, und plötzlich erreiche ich sie nicht mehr. Verstehst du?»

»Ich verstehe. Aber trotzdem versteh' ich dich nicht. Du weißt doch, daß sie sauer werden, wenn du nie kommst.«

»Ja, ich weiß«.

»Du bist so gut. Du mußt auch schaun, daß du gut durchs Seminar kommst. Du mußt auf dich aufpassen.«

Marlies antwortet nicht mehr, sondern zieht den Strohkorb, der neben ihr auf der Bank steht, näher zu sich. Ohne Hast holt sie einen kleinen Handspiegel hervor und mustert eingehend ihr Gesicht. Dann zieht sie die schwarzen Linien um ihre Augen nach und tupft sich die vom Essen geröteten Lippen mit der Schminke unerbittlich wieder weiß, eine unserer strengen modischen Forderungen. Kurz streicht sie sich über die völlig ungeschminkte Haut, die trotzdem alabasterhell und gleichmäßig ist. Diese Geste enthüllt zärtliche Zufriedenheit, und ich finde, sie hat recht damit. Ich wäre auch glücklich und zufrieden mit einem so makellosen Gesicht.

Aber ich finde auch, sie sollte trotzdem pünktlicher sein und nicht die Hälfte der Übungsstunden versäumen.

Ein Übungssaal im Seminar.

Heute ist Marlies anwesend. Die Beine übereinandergeschlagen, den Henkelkorb mit den Schminkutensilien in Reichweite, sitzt sie mitten unter uns. Trotzdem habe ich das Gefühl, als wäre sie nicht wirklich hier. Als würde sie unsere Bemühungen belächeln.

Nun finde ich das, was heute geübt wird, selbst ein wenig lachhaft. Getreu den Methoden Stanislawskis sollen

wir *Stumme Szenen* erarbeiten. Uns ein darstellbares kurzes Geschehen ausdenken, bei dem man sich nicht verbal, nur mimisch und gestisch ausdrückt. Trotzdem sollen die anderen erkennen können, worum es geht.

Die Einfälle der werdenden Schauspieler halten sich in Grenzen. Eine Grundsituation wird immer wieder abgewandelt: Jemand kommt hüpfend und singend oder fröhlich summend in ein Zimmer. Nimmt wie beiläufig einen auf dem Tisch liegenden Brief in die Hand und beginnt zu lesen. Sofort umdüstert sich die Miene. Dann wird verzweifelt aufgeschrien oder geweint, die zusehenden Mitschüler warten bereits mit sarkastischen Bemerkungen auf die Schreie und das Schluchzen. Manchmal wird dieses Grundmuster auch in umgekehrter Reihenfolge angewandt – ein weinender oder tragisch umdüsterter Mensch wird beim Lesen eines Briefes von glücklichem Lachen überkommen. Viel Erfolg hatte ein Kollege, der gekonnt Purzelbäume schlug, um seine Glückseligkeit stumm zu gestalten.

Eben hat eine Schülerin ihre stumme Szene beendet. Die kleine rundliche Person hat uns durch ihr herzerfrischendes Gelächter alle zum Lachen gebracht. Sie spielte eine Frau, die einen offensichtlichen Kummer mit Alkohol ertränkt und dabei immer fröhlicher wird. Sie hatte auf der kleinen Bühne Unmengen von Wasser getrunken und dabei einen aufblühenden Schwips äußerst lebensecht vermittelt. Wir applaudieren ihr, auch weil sie sich etwas Originelleres hat einfallen lassen. »Eine Wohltat«, sagt ein Schüler, »einmal kein Schmerzensschrei!« Die kleine Rundliche geht zufrieden und mit glänzenden Wangen auf ihren Platz zurück.

»Trotzdem kann ich diese stummen Szenen nicht leiden«, flüstere ich Marlies zu, »ich mag ja das Theater deswegen, weil da gesprochen wird.«

Sie schaut mich mit unergründlichen Augen an. Im selben Augenblick wird sie aufgerufen, eine dieser Szenen zu zeigen. Sie stöhnt leise, während sie aufsteht. »Ich hab' mir überhaupt nix ausgedacht –« Dann steigt sie auf die Bühne. Von oben grinst sie mir zu, zuckt leicht und phlegmatisch mit den Schultern und tritt zum seitlichen Auftritt.

Da erscheint also eine schöne junge Frau, die fröhlich vor sich hin summt und ihre Bluse aufknöpft. In der anderen Hand hält sie einen Brief. »Nicht lesen!« ruft ein Schüler warnend zu ihr hinauf. Alle lachen. Die schöne junge Frau läßt sich jedoch nicht abhalten. Ungerührt faltet sie das Blatt Papier auseinander. Und plötzlich wird sie blaß.

Marlies wurde blaß. Wir sitzen ganz still und schauen sie an. Kein Scherz mehr. Marlies setzt sich nieder, der Brief liegt in ihrem Schoß. Sie senkt den Kopf. Etwas Unerträgliches kündigt sich an, spricht aus ihrem Körper. Die Stille ist fast peinigend.

Und übergangslos wirft Marlies den Kopf in den Nacken und schreit auf. Es ist ein langgezogener Schrei, der so viel Qual enthält, daß mir kalt wird. Er unterscheidet sich völlig von den üblichen Schmerzensschreien. Es ist *der* Schrei. Als er verklungen ist, bleiben wir regungslos sitzen.

Marlies legt den Brief zur Seite, steht auf und lächelt. »Na?« sagt sie, »war's laut genug?«

Eine Hinterhofwohnung im 8. Bezirk.

Zwei Schüler unseres Jahrgangs wohnen hier zur Untermiete. Es ist eine spärlich möblierte Wohnung in einem alten Haus. Ich finde sie sehr schön. Wohl auch deshalb, weil ich daheim bei meinen Eltern kein eigenes Zimmer besitze und deshalb im Sommer auf einer kleinen Veranda schlafe.

Die Räume dieser Wohnung sind groß und niedrig, nahezu alle Fenster führen in Kastanienbäume hinaus, die den Hof anfüllen.

Manchmal treffen wir hier zusammen, um gemeinsam zu kochen, zu essen und zu trinken. So auch heute. In der Küche brodelt ein riesiger Topf mit Spaghetti auf dem Herd, wir trinken billigen Weißwein oder Bier, und davon reichlich. Ich sitze mit meinem Glas auf dem Fensterbrett, hinter mir wiegt sich das Kastanienlaub in der lauen Luft eines Frühsommerabends. Und vor mir, im Zimmer, lagern die Mitschüler auf alten Sofas und Stühlen und sprechen über das Theater. Nach ihren Worten zu schließen, gibt es da kaum etwas, das je gelingt oder gelungen ist. Das wird sich jedoch sofort legen, sobald wir die Sache in die Hand nehmen. Es sieht ganz so aus, als schreie das Theater nach uns. Das ist mein Eindruck, während ich hingebungsvoll zuhöre. Im Hintergrund läuft ein Plattenspieler, Georges Brassens singt seine Lieder, und es riecht sehr gut. Es riecht nach einer köstlichen Soße.

Dieser Duft greift um sich und erstickt langsam alle großen und kritischen Worte zur letzten Premiere am Burgtheater. »Wer kocht da?« fragt ein schnuppernder Schüler. Damit sind alle anderen Fragen zunächst beiseite gewischt, und wir drängen allesamt in die Küche.